

Nr. 75. Bromberg, den 3. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(1. Fortsetzung.)

Fräulein Ramer nahm den Sonnenschirm mehrmals aus einer Hand in die andere, ehe sie sich endlich dazu bequemte, anzuklopfen. Adelheid öffnete selber, und als Fräulein Ramer hörte, daß der Major nicht zu Hause war, trat sie sehr beruhigt ein. Adelheid mochte von diesem überraschenden Besuch nicht nur Gutes erwarten, aber sie lächelte ihr freundlichstes Lächeln, bot der Tante einen Stuhl an und ging in die Küche, um das Teewasser aufzusetzen, und wohl auch, um sich etwas zu sammeln, ehe das kam, was jetzt kommen mußte. Fräulein Ramer sah sich in den ordentlichen, aber ärmlich ausgestatteten Zimmern gründlich um und wischte sich schnell über die Augen, um ihre innere Bewegung nicht zu verraten, als sie Adelheid kommen hörte. Sie hatte selbst nicht viel zu verzehren, besaß aber doch ihre schönen alten Möbel und Sachen während hier nur eine alte Uhr und ein paar Kleinigkeiten erkennen ließen, daß da Leute von Stande wohnten.

Während das Teewasser kochte, ging Adelheid aus und ein, aber erst, als sie am Tee genippt und von den trockenen Kuchen mit Gelee gekostet hatten, kam Fräulein Ramer in Fluß. Es hieß, sie gleiche ihrer Mutter, der Bischöfin; und sie war dafür bekannt, daß sie über alles ziemlich frei von der Leber weg redete.

„Ja, meine liebe Adelheid", begann sie, „du wirst dir darüber klar sein, daß mich nur ein zwingender Grund dazu bringt, deines Vaters Schwelle zu betreten. Ich habe etwas von dir gehört — ja, es handelt sich um deine Heirat. Ich kann mir denken, daß dein Vater dich dazu bewogen hat, und sehe es daher als meine Pflicht an, mich mit dir auszusprechen. Du begreifst, daß mein Auskommen bei meinem Musikunterricht und meinen sonstigen schmalen Mitteln sehr dürftig ist; aber ich will es gern mit dir teilen, um dich hiervor zu retten. Auch du kannst deine Fähigkeiten und Kenntnisse ausnutzen, und wir werden schon fertig werden." Sie fügte ein paar französische Worte darüber hinzu, daß der Mammon schon manchen Verzweifelten verlockt habe.

Adelheid saß mit gesenktem Kopf und kämpfte gegen ein Lächeln an. „Aber liebe Tante", sagte sie, „wie kommst du darauf, so etwas zu glauben?"

„Glauben?" fragte Fräulein Ramer scharf. „Vergißt du unsere Gespräche hierüber? Habe ich dir nicht erzählt, wie es den Frauen aus unserer Familie ergeht? Habe ich dir nicht schlagende Beispiele genannt? Weshalb sie alle unglücklich geworden sind? Erinnerst du dich nicht an das Schicksal deiner Mutter? Habe ich dir nicht gesagt, daß keine Frau aus unserer Familie den Mann bekommt, den sie liebt, und daß es Unglück bringt, einen anderen zu nehmen? Der Reichtum blendet dich, Adelheid, und wenn ich sehe, wie bescheiden du hier lebst, dann verstehe ich deinen Schritt; aber bedenke, was du tust, bevor es zu spät ist!"

„Aber liebe Tante", wollte Adelheid sie unterbrechen.

„Nein, nein", fuhr Fräulein Ramer fort und setzte die Teetasse hart auf. „Du weißt eben nicht, was dir bevorsteht. Wäre es noch ein Mann von Stand und Bildung, der auf dein Wesen Rücksicht nehmen könnte, wie Apotheker Bohr; aber..." Hier blickte sie überrascht auf.

Adelheid hatte sich erhoben, und die Tante starrte sie verständnislos an — die schlanke, gutgewachsene Gestalt und das stolze erhobene Haupt; dann aber stand auch die Tochter des Bischofs auf. Sie war ebenso groß wie Adelheid, und trotz ihren fast fünfzig Jahren zeigte sie noch deutliche Spuren ihrer früheren Schönheit und Haltung.

„Ich hoffe inständig, der Reichtum hat dich nicht schon so verblendet", sagte sie bestimmt, „daß du es nicht erträgst, die Ansicht deiner eigenen Tante zu hören." Auf Französisch fügte sie schnell hinzu: „Hast du bedacht, daß nicht nur deine Bildung entwürdigt — sondern daß auch dein — Körper preisgegeben wird?"

„Schweig!" schrie Adelheid sie an und schlug die Hände vors Gesicht. „Ich liebe ihn, Tante — sag nichts mehr."

Fräulein Ramer stand wie vor den Kopf geschlagen. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut kam hervor, die Augen starrten verwirrt auf Adelheid. „Liebst ihn", konnte sie endlich herausbringen. Und ganz leise, kaum hörbar, wiederholte sie: „Liebst ihn . . ."

Sie ließen sich beide auf die Stühle nieder, aber keine rührte ihre Tasse an.

Fräulein Ramer war ganz verstört. Da hatte sie die stolze Adelheid in Tränen der Verzweiflung über ihre Erniedrigung zu finden gedacht und gehofft, ihren Zorn über den ruchlosen Major ausgießen zu können, der jetzt seine eigene Tochter verkaufte. Und endlich war es ihre Hoffnung gewesen, Adelheid voll edler Barmherzigkeit in ihre eigene Wohnung heimführen zu können. Sie hatte wohl auch berechnet, daß sie ihr Mädchen nicht mehr brauchen würde und also geradezu sparen könnte, wenn Adelheid zu ihr käme. Jetzt gingen alle ihre Pläne in Rauch auf.

Fräulein Ramer saß lange schweigend vor ihrer Tasse. Es ist bitter, als Retter erscheinen zu wollen und entdecken zu müssen, daß für Rettung kein Bedarf ist. Ihre Gedanken arbeiteten unablässig; ob es nicht doch etwas gab, wovor sie Adelheid retten konnte? Und endlich nahm es Gestalt an. „Ich habe dir nie erzählt, Adelheid, wie sehr du deiner Großmutter gleichst. Wenn ich dich jetzt betrachte, nachdem ich dich so viele Jahre nicht gesehen habe, ist es fast überwältigend, wie ähnlich du meiner Mutter bist. Und du weißt, was man von ihr sagte. Sie hatte zwei Fehler. Sie war für eine Frau etwas zu groß, und ihre Nase war eine Spur zu lang, sonst aber war sie vollkommen. Du hast genau dieselben Fehler, aber sonst bist du — ja, du bist schön, Adelheid. Das weißt du wohl auch selber."

Adelheid errötete sichtlich und versuchte eine Einwendung, doch Fräulein Ramer war jetzt im Gang und ließ sich nicht aufhalten. „Mutter war auch sehr glücklich, dich in ihren letzten zehn Jahren bei sich zu haben. Sie er-

wähnte es dir gegenüber zwar nie, aber mir hat sie gesagt, daß du ganz unglaublich gelehrig seist. Sie und deine Mutter hätten dir Französisch bis zur Vollkommenheit beigebracht, in Deutsch und Latein wärest du gut zu Hause und wüßtest viele griechische Brocken; sie rühmte deine musikalischen Anlagen und war mit deiner häuslichen Tätigkeit sehr zufrieden. Du weißt selbst, daß Mutter niemals mit jemand zufrieden war, und wenn sie dich sogar rühmte, dann will das viel besagen, Adelheid. Mutter war auch froh, dich gut vor allen Herzensangelegenheiten bewahrt zu haben, obgleich zu schon fast zwanzig Jahre alt warst, als sie sich zum Sterben hinlegte und mir dies sagte. Sie bedauerte alle die armen jungen Mädchen tief, die schon im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren ihre ersten Erlebnisse haben und, kaum eingesegnet, mit irgendeinem Lebemann verkuppelt werden. Sie wollte, daß du erwachsen wärest, ehe du eine Wahl träfest, und (hier brach Fräulein Ramer in Tränen aus) das letzte, was sie mir sagte, war, ich solle mich ermahnen, standzuhalten, bis der Rechte käme, „denn Adelheid ist dafür bestimmt, in sehr großen Verhältnissen zu leben", sagte Mutter." Fräulein Ramer schluchzte laut, und auch Adelheid wischte sich rasch mit dem Taschentuch über die Augen und blickte tief bewegt vor sich nieder. Daß ihre gestrenge Großmutter sich so viele Gedanken um sie gemacht hatte, hatte sie bisher nicht geahnt.

Fräulein Ramer saß lange weinend in ihre eigenen Gedanken versunken da, dann aber richtete sie sich wieder auf. „Liebe Adelheid, du bist allerdings schon siebenundzwanzig, aber manche machen auch in so spätem Alter noch eine anständige Partie, und ich weiß von vielen, die ein Auge auf dich geworfen haben. Mit all deinen Tugenden, deiner Schönheit, deinen Kenntnissen, deinen Anlagen, deinem feinen Wesen — findest du es nicht selbst töricht, dich wegzuwerfen, weit weg von allen Menschen, nur aus deiner Rousseau-Schwärmerei heraus?"

„Rousseau?" Adelheid richtete sich heftig im Stuhl auf.

„Ja", fuhr Fräulein Ramer unbekümmert fort, „wenn es nicht der Reichtum ist — und du sagst, du liebst ihn, den dein eigener Vater schlecht und recht als rohen Bauern bezeichnet hat, ja, sogar als Jäger —, dann gibt es nur eine Erklärung . . ."

Adelheid hatte sich zu ihrer vollen Größe erhoben, und ihre Stimme bebte dunkel, als sie fragte: „Hat Vater gesagt, Dag sei roh?"

Fräulein Ramer starrte betroffen und erschrocken auf das schöne, drohende Bild ihrer Nichte.

„Nein, vielleicht nicht gerade wörtlich dies. Aber jedenfalls, daß er kein Gutsbesitzer sei, daß er nicht arbeite, sich im Walde herumtreibe und . . .", Fräulein Ramers Stimme zitterte, „ein Jäger sei. Das hat dein Vater zu Justizrat Gabbe gesagt."

Der düstere Ernst in Adelheids Antlitz verwandelte sich in helles Lächeln. Sie wußte, daß ihr Vater den Justizrat für den größten Narren in der ganzen Stadt hielt, und sie begriff sehr wohl, weshalb der Vater dies grade zu ihm gesagt hatte. Daher setzte sie sich beruhigt wieder hin.

Fräulein Ramer bemerkte Adelheids ruhiges Lächeln und feuerte, vielleicht dadurch gereizt, ihren letzten, entscheidenden Schuß ab. „Ich habe auch gehört, daß diese Leute auf Björndal rücksichtslos und hart sein sollen; und, liebe Adelheid (hier ging sie wieder ins Französische über), hast du bedacht, was es heißt, mit jemand das Bett zu teilen?" Weiter kam sie nicht.

Adelheid unterbrach sie entsetzt: „Aber, Tante . . ." Dann setzte sie etwas leiser hinzu: „Schönen Dank, daß du mir helfen wolltest, aber — es ist alles so anders, als du denkst, so ganz anders . . ."

Als Tante Eleonore aufstand, um zu gehen, war sie so verwirrt, als wäre sie in einer ganz anderen Welt zu Besuch gewesen, und in der Tat: es war auch ein Besuch in einer für sie neuen, fremden Welt. In der Flurtür sagte sie: „Nun, ich werde diese Menschen ja bei der Hochzeit zu sehen bekommen."

Als Fräulein Ramer fort war, ließ Adelheid gegen alle Gewohnheit das Teegeschirr stehen und setzte sich hin. Nachdenklich stützte sie die Wange in die Hand. Der Besuch hatte soviel in ihr aufgerührt. Erinnerungen an ihre Mutter und Großmutter, und an deren Ausspruch, daß alle Männer Heuchler seien. Aber sie ließ kein Mißtrauen aufkommen gegen ihn, den sie erwählt hatte. Sie war der festen Überzeugung, Mutter und Großmutter hätten ihre bitteren Worte nicht gesprochen, wenn sie ihn gekannt hätten. Mit all ihrer Reife, mit allen ihren guten Eigenschaften glaubte Adelheid an ihn, wie eben Frauen an ihren Auserkorenen glauben.

Aber andere Gedanken knüpften sich an Tante Eleonores Redeschwall. Auch ein so feiner Mensch wie die Tante tastete und wühlte sich mit den Gedanken in ihren Körper hinein. Weshalb konnten die Menschen einander nicht in Frieden lassen? Und Hochzeit! Das hatte Adelheid von sich geschoben. Eigentlich hätte ja ihr Vater die Hochzeit ausrichten müssen, und der hatte dafür kein Geld. So hatte sie sich dabei beruhigt, daß es kein großes Hochzeitsfest geben würde, nur eine einfache Trauung. Tante, die so verständig war und so genau wußte, daß Vater weder das Geld noch das Haus dafür besaß, rechnete trotzdem fest auf ein Hochzeitsfest. Auch andere hatten schon etwas davon gemunkelt. Was bedeutete das?

Mit einemmal überfiel es sie. Die Leute, und auch die Tante, rechneten auf eine Hochzeit in Björndal, eine richtige dreitägige Bauernhochzeit. Sie redeten streng und abfällig von rohen Bauern; aber sie wurden mit unwiderstehlicher Macht vom Reichtum gelockt, vom Abenteuer, vom Leben. Bilder zogen an Adelheids Augen vorbei: die schnüffelnden, innerlich zersetzten, eng aufeinanderhockenden Stadtmenschen und — der große, viereckige Hofplatz auf Björndal mit allen den Häusern in geraden Reihen drum herum und — gutem Atemraum zwischen den Menschen.

Mitten in diesen Vorstellungen tauchte es jetzt wie eine Möglichkeit vor ihr auf, wie eine Wahrscheinlichkeit, daß Vater Dag eine große Hochzeit auf Björndal halten würde. Das Kleid war ihr erster Gedanke. Woher sollte sie es nehmen? Sie schob alle peinlichen Fragen beiseite und sah sich als Braut. Und genoß wie alle Frauen den Gedanken an das große Schauspiel. Da wühlten plötzlich Tante Eleonores Worte tief in ihrem Innern; und im Gegensatz zu den meisten Frauen sah sie das Widerliche in der Hochzeitsschaustellung. Daß man sich um zwei Menschen scharte, die in Frieden und allein sein sollten. Diese widerwärtige alte Sitte, diese Verwandten und Freunde, die sich an die beiden herandrängten — auf ihrem Weg zur Hochzeitsnacht, um einen Nachgeschmack ihrer eigenen Erlebnisse aufzuschnuppern oder, wenn sie unverheiratet waren, um nah und schwül ein Zittern der eigenen Begehrlichkeit vorauszufühlen.

Lange starrte Adelheid Barre vor sich hin. Ihre Augen, die vom blauesten Blau zu Steingrau hinüberwechseln konnten — je nach Beleuchtung und Stimmung —, waren jetzt steingrau, und in ihrem Herzen schien alle Farbe und alles Licht auf ihren schönen Träumen in einem grauen, rauhen Nebel zu verschwimmen, in dem die Menschen halbgeblendet umhertappten. Ja, so machten die Menschen einander das Leben schwer.

Mit einemmal hob sie den Kopf und schüttelte die Bedrücktheit ab. Ihre Augen wurden wieder blau und lebendig. Sie besaß ja einen Vertrauten auf der Welt — einen, der das Leben meisterte. Nicht an ihren Verlobten dachte sie in diesem Fall, sondern an — seinen Vater. Sie konnte ja Vater Dag Björndal sagen, sie wolle kein Hochzeitsfest, und sie brauchte ihm nicht das alles zu erklären, was man keinem Menschen sagen konnte. Sie wußte, sie brauchte nur darum zu bitten, er möge es ihr ersparen. Er würde sie forschend betrachten, aber er würde ahnen, daß sie ihre Gründe hatte, und würde nicht fragen. Sie mußte vor sich hinlächeln. Es war, wie ihr Vater gesagt hatte. Vater Dag war wirklich kein Gutsbesitzer, er war „nur Bauer". Er hatte seine eigene Art. Bei anderen könnte sie tausend Worte machen, um zu erklären, warum sie keine feierliche Hochzeit haben wollte, und doch würde keiner aus seinem Gelüst nach einer Hochzeit herauskriechen können. Und dies Gelüst würde jeden verhindern, andere Gefühle zu verstehen. Vater Dag war nicht an Gelüste gebunden. Er war aus einer Schicht gewachsen, die Willen besaß, und die daher auch begreifen konnte, daß andere etwas wollten. Wenn sie ihm sagte, sie wolle keine Hochzeit haben, dann würde er sie nachdenklich ansehen. Aber aus der Erfahrung heraus, daß sie niemals einem törichten Einfall nachgegeben hatte, würde er verstehen, daß sie für einen so sonderbaren Wunsch einen tieferen Grund haben mußte. Und wenn sie sich nicht näher erklärte, dann würde er wissen: hier handelt es sich um etwas, was sie nicht aussprechen kann. Er würde

die Braut als Hauptperson bei der Hochzeit betrachten und nichts tun, was denen zuwider wäre, denen es galt.

Sie dachte sich so tief hinein, weil es so ganz zu all den anderen guten Eindrücken paßte, die sie von dem „rücksichtslosen, harten" Alten auf Björndal hatte, der jetzt ihr zweiter Vater werden sollte. Ja, ihr zweiter Vater. Und da wurde es ihr ganz klar. Trotz allem wollte sie von der Hochzeit kein Wort erwähnen. Lag Vater Dag etwas an einem solchen Fest, dann mußte sie sich damit abfinden, wie alle anderen, sollte es auch häßliche Schatten auf den großen Wendepunkt ihres Lebens werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe macht erfinderisch.

Heitere Skizze von Peter Purzelbaum.

Es war während des Kriegsjahres 1864 und die Welt noch ziemlich unaufgeklärt, denn man befand sich in dem Zeitalter vor Erfindung der Untersätze aus Hartgummi, als Ersatz für Bierfilze. Trotz alledem hatte man aber schon die Liebe.

Wer sich damals in Hamburg besonders liebte, das waren die Kellner Hein Holstenpott und die Köksch Stine Lickefett, beide bei dem berühmten Gastwirt Lindemann am Gänsemarkt in Diensten.

Dieser Dienst bei Vater Lindemann war im allgemeinen recht angenehm, da man guten Lohn und reichliches Essen bekam — wäre nur der Alte nicht so überaus genau gewesen.

Unaufhörlich revidierte er Küche und Keller, zählte Tag für Tag Messer, Gabeln und das Geschirr nach, und wenn irgendwo etwas fehlte, so gab es einen Riesenkrach.

Unter solchen Umständen wird man es begreiflich finden, daß Stine Lickefett eines schönen Abends um elf Uhr in die größte Aufregung geriet, als Hein Holstenpott ihr durch die Klappe, welche die Gaststube mit der Küche verband, mitteilte, es sei noch ein Paprikaschnitzel bestellt — es war nämlich kein Fleisch mehr vorhanden.

„Hein", flüsterte die Stine ihrem Liebsten durch die Klappe zu, „kannst du den Minschen denn nich äwerreden, dat he een Portschon suren Aal eeten deit? Ick hew gor keen Fleesch mehr in de Spiißkamer, un wenn de Ohl dor achter kümmt, denn jogt hei mi ut'n Huus rut."

„Dat geiht affluts nich an, min söte Stine", erwiderte Hein, „de Kirl, de dat Paprikaschnitzel bestellt hett, is een ungar'schen Serschanten, du weetst woll, vun de Ort, de Sleswig-Holsteen erretten wölln, und mit de Gesellschaft is nich too spaßen."

„Ich unglückselges Frugensminsch!" jammerte Stine. „Watt fang ick blot an?"

Die Verzweiflung seiner Geliebten ging unserm Hein selbstverständlich zu Herzen, und er begann nachzudenken, wie dem drohenden Unheil abzuhelfen wäre. Plötzlich hatte er die Lösung des Rätsels gefunden. „Stine", rief er, indem er ihr einen viereckigen braunen Gegenstand durch die Klappe schob, „reib det Ding hier mal recht tüchtig mit roden Paprika in, un denn kehr eenmal orndlich in Ei und Semmel um und brat den ganzen Kram bannigi scharp! Unn wenn de Geschichte denn fahrig is, denn leggst du een half Dutzend Sardellen baben upp un garnierst den ganzen Kitt mit Mirabels — du schast mal sehen, de ungarische Serschant fritt dat Zeugs ohn' Besinnen 'runter, denn ierstens is de Art äwerhaupt bannig hartfraatsch (verfressen), un denn is de Kierl fürchterlich in Tran!"

Damit machte Hein die Klappe zu und ging weiter an die Bedienung seiner Gäste. Draußen aber stand in der Küche Stine Lickefett einer Bildsäule gleich vor dem unheimlichen braunen Gegenstand und wußte nicht, ob sie auch wirklich richtig gehört hatte. Da sie aber ein kurz entschlossenes Mädchen war und außerdem zu der Klugheit ihres Bräutigams unbedingtes Vertrauen besaß, so machte sie sich sogleich an die Ausführung ihres Auftrages. Der Gestank, der sich kurz darauf draußen in der Küche entwickelte, spottete einfach jeder Beschreibung.

Nach einer kleinen Viertelstunde stand Hein Holstenpott wieder an der erwähnten Klappe und nahm das „Paprikaschnitzel" in Empfang. Es wurde auf einem blitzsauberen Teller geschmackvoll serviert, und der ungarische Sergeant, der Schleswig-Holstein erretten sollte, grinste ordentlich vor Vergnügen, als ihm der köstliche Happen vorgesetzt wurde.

Mag es auch unwahrscheinlich klingen für jemanden, der keinen ungarischen Sergeanten vom Jahre 1864 kennt, so sei ihm dennoch mit vollem Ernst versichert, daß es Istwan Janos mit seinen scharfen Zähnen, seinem mangelhaften Geschmackssinn und in seiner angeheiterten Stimmung in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, das „Paprikaschnitzel" herunterzuwürgen.

Istwan Janos hatte einen garnierten Bierfilz gegessen —

Früh am anderen Morgen war Hein Holstenpott bereits in voller Tätigkeit, denn das Geschäft beim alten Lindemann am Gänsemarkt pflegte sich zeitig zu entwickeln.

Eben hatte Hein seine Gläser aufgewaschen und frische Streichhölzer in die Büchsen gefüllt, als ihm beim Aufstapeln der Bierfilze — es waren netto 48 Stück, die nach der Lindemannschen Hausordnung in Häufchen zu je sechs auf den acht Tischen des Lokals aufgestapelt sein mußten — seine Sünden vom gestrigen Abend einfielen. Der aufgegessene Bierfilz fehlte!

Hein Holstenpott begann, an allen Gliedern zu zittern. Sollte die schwarze Tat etwa ans Licht kommen? In spätestens einer Viertelstunde mußte der alte Lindemann da sein, so sicher wie die Uhr auf dem Michaelikirchturm dann acht schlagen würde. Und er hätte das fehlende Stück sofort entdeckt.

Was war zu tun? Hein wußte keine Lösung und sank voll Verzweiflung auf einem Stuhl nieder.

In diesem Augenblick tat sich die bewußte Klappe auf.

„Goden Morgen, Hein!" — Keine Antwort. „Hein, büst du mi bös?" Ein unterdrücktes Grunzen war die einzige Gegenrede. „Hein, du büst doch nich all besaapen?"

„Nee, dat grad' nich!"

Und Hein fing an zu erzählen, daß ihm der achtundvierzigste Bierfilz fehle, den Istwan Janos am Abend zuvor als Paprikaschnitzel verzehrt hätte, und daß der alte Lindemann jedenfalls einen Heidenlärm machen würde, wenn er die Abwesenheit entdecke.

Wenn't wieder nix is, ditt Mal help ick di ut de Verlegenheit!" rief Stine lachend durch die Klappe. Im nächsten Augenblick hörte Hein an der Küche ein lustiges Prasseln und Knistern, und gerade eine Minute, bevor der alte Lindemann sein Lokal betrat, hatte Stine Lickefett aus dem saftigsten Schnitzelfleisch, das soeben vom Schlachter gekommen, einen — künstlichen Bierfilz gebacken, den Vater Lindemann trotz seiner scharfen Späheraugen nicht aus dem Haufen herauszuerkennen vermochte.

Zum zweiten Mal war damit der schlagende Beweis geliefert: Ja, Liebe macht erfinderisch!

Heirat nach 60 Jahren Verlobungszeit.

Ein Liebesroman, den das Leben schrieb.

In Kischinew, der Hauptstadt des rumänischen Beßarabiens, hängt ein Aufgebot aus, auf dem mitgeteilt wird, daß der neunzigjährige General der Kaiserlich-Russischen Armee, Marschak, und die achtzigjährige Jungfrau Vera Diatschenko in den heiligen Stand der Ehe treten wollen. Mit diesem Aufgebot, dem in diesen Tagen die Hochzeit folgen wird, findet einer der seltsamsten Romane, die das Leben schrieb, sein Ende.

Dieser Roman begann vor genau 60 Jahren. Im Jahre 1877 befand sich ein Garderegiment des Zaren auf dem Marsch nach Bulgarien. In Kischinew, der Hauptstadt der damals russischen Provinz Beßarabien, gab der Gouverneur den Offizieren des durchziehenden Regiments einen Ball. In seinem Verlauf lernte der junge Gardehauptmann Marschak die schöne Vera Diatschenko, die Tochter eines beßarabischen Grundbesitzers, kennen, wobei sich der bekannte Sachverhalt der gegenseitigen Liebe auf den ersten Blick ergab. Indessen wies Veras Vater den Offizier, der sogleich um die Hand seiner Tochter anhielt, ab, und Marschak marschierte am nächsten Tag weiter.

Vergeblich suchte der unglückliche Offizier den Tod in den Schlachten des bulgarischen Krieges. Als er heimkehrte, wurde er in eine entlegene Garnison Sibiriens versetzt. Mit dem russisch-japanischen Krieg hörten die letzten Nachrichten, die er von seiner fernen Geliebten erhalten hatte, gänzlich auf. Dann kam der Weltkrieg, in dem Marschak zum General befördert wurde. Der Zusammenbruch des Zarenreiches und die Revolution stürzten ihn wie seine Kameraden ins Elend. Ohne einen Rubel in der Tasche floh er in die Türkei — ein Siebzigjähriger, der durch die Länder Europas irrte und nur von dem Mitleid seiner Landsleute lebte. Zuletzt ließ er sich in Frankreich nieder.

Doch noch einmal lächelte ihm das Glück. Ein Freund schenkte ihm ein paar tausend Frank. Damit fuhr der alte General nach Monte Carlo — und gewann an der Spielbank ein Riesenvermögen. Und nun hatte er nur noch einen Wunsch: Vera Diatschenko, die er in all den Jahren seines schicksalvollen Lebens niemals vergessen hatte, wiederzusehen. Mit Hilfe des rumänischen Gesandten in Paris wurden Nachforschungen angestellt, die schließlich zu dem überraschenden Ergebnis führten, daß Vera Diatschenko noch am Leben sei. In Kischinew lebte sie in ärmlichen Verhältnissen. Sie war unverheiratet geblieben und hatte dem Geliebten ihrer Jugend die Treue bewahrt.

So kam es, daß der alte General Marschak nach Rumänien fuhr und nach 60 Jahren des Wartens und der Sehnsucht seine Vera wiedersah. Die beiden Liebenden bestanden darauf, unverzüglich zu heiraten, und der rumänische Staatsanwalt ordnete an, daß alle bureaukratischen Formalitäten wegfallen.

Die Mustergattin.

Nachdem eine ausländische Zeitung vor einiger Zeit die 10 Haupttugenden des guten Ehemannes zusammenstellte, veröffentlicht sie jetzt die wichtigsten Tugenden einer guten Hausfrau. Nach ihrer Meinung sind das die folgenden:

1. Die gute Ehefrau nimmt immer alles Unrecht auf sich, um Streitigkeiten kurz abzuschneiden.
2. Sie läßt ihrem Gatten den Ruhm, alles zu organisieren, und dann verrichtet sie alles selbst.
3. Sie spricht niemals mit lauter Stimme.
4. Sie ist sportlich und gleichzeitig kultiviert.
5. Sie kauft nur solche Sachen, die sie braucht und verschmäht alle „Gelegenheitskäufe".
6. Sie zieht den Komfort dem Luxus vor.
7. Sie liebt die Kinder.
8. Sie hat die Gabe der Unterhaltung.
9. Sie nimmt Rücksicht auf ihr Dienstpersonal.
10. Sie verbringt einen großen Teil ihrer Zeit zu Hause.



Lustige Ecke



Wer schrieb Hamlet?

Die Examensfrage, die ein bekannter Professor einem seiner Prüflinge vorlegte, lautete: „Wer schrieb Hamlet?" und die Antwort darauf: „Ich nicht, Herr Professor!" Hier nahm das Unglück seinen Anfang.

Abends in einer Gesellschaft erzählte der Professor diesen Fall seiner Tischnachbarin, und interessiert erwiderte sie: „Und er war es wirklich nicht?"

Jetzt wandte sich der Professor seiner Nachbarin zur Linken zu und erzählte ihr den Fall. „Und er war es doch?" fragte diese.

Stöhnend berichtete er das Erlebte mit allen Antworten der Gastgeberin. Sie sagte: „Also wird man nie herausbekommen, wer es gewesen ist?"

Tief enttäuscht verläßt der Professor mit einem Engländer das Haus und erzählt auch ihm die Sache. Besonders wundert er sich über die Antwort der Dame des Hauses. „Also wird man es nie herausbekommen . . .", und der Engländer erwidert grinsend: „Allright! Augenblicklich nicht — —!"



Rätsel-Ecke



Kamm-Rätsel.

A	A	C	C	D	D	D	E	E	E	E
E		E		E		E		G		G
H		I		K		L		N		N
N		N		O		O		R		S
S		T		T		T		U		Y

Die Buchstaben sind umzustellen, damit die einzelnen Zinken Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Italienischen Dichter; 2. Norddeutschen Fluß; 3. Gewebe; 4. Dichter; 5. Männlichen Vornamen; 6. Hunderasse. Der Kammrücken ergibt den Namen eines Landes.

*

Gegensatz-Rätsel.

Alter, Anfang, Stadt, Weite, Bewegung, Sommer, Wahrheit, Tod, Seele, Haß, Morgen, Tag, Jüngling, Schande, Freude, Flut, Schwester, Gebirge, Tante, Reichtum, Vetter, Saat, Zwerg, Süden, Festland, Kinder, Lehrling, Verteidigung, Zähler, Hunger, Mißgeschick, Auslaut, Tadel, Strafe, Frage, Meer, Klugheit, Wildheit, Aufgabe, Oberfläche, Weiser.

Zu jedem dieser Wörter suche man ein solches, das den Gegensatz dazu bedeutet. Die Anfangsbuchstaben der richtigen Wörter ergeben ein Sprichwort.

*

Rätsel.

1 ruft man langen Schläfern zu,
Daß sie beenden ihre Ruh'.
2, 3 für den, der sie begehrt,
Ist immer wohl des Dankes wert.
Der Schüler klagt bei 1, 2, 3
Gar oft, daß sie zu schwer ihm sei.

*

Literatur-Rätsel.

Die Dichternamen: Eichendorff, Lohmeyer, Schoenaich, Leixner, Geibel, Goethe, Platen und Storm sind in dieser Reihenfolge so untereinander zu bringen, daß von oben nach unten eine Buchstabenreihe entsteht, die einen neuen Dichternamen nennt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 71.

Literatur-Rätsel:

H**e**bbel
L**i**ngg
Claudius
Heyse
Bod**e**nstedt
Lessi**n**g
Droste
L**o**hmeyer
Leixne**r**
Falke
Fontane

— Eichendorff.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.